

A woman with long brown hair, wearing a bright yellow dress, is suspended in the air, holding onto a thin black rope. The rope is attached to a large, vibrant red balloon at the top of the frame. The background is a light, textured surface with scattered yellow and green confetti or paper scraps.

Charlotte
Lucas

Luzie in

den

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

ROMAN

Wolken

ATLANTIK

A

A

Charlotte Lucas ist das Pseudonym von Wiebke Lorenz. Geboren und aufgewachsen in Düsseldorf, studierte sie in Trier Germanistik, Anglistik und Medienwissenschaft und lebt heute mit Mann und Kindern in Hamburg. *Luzie in den Wolken* ist ihr vierter Charlotte-Lucas-Roman.

Charlotte
Lucas,
Luzie in
den
Wolken

ROMAN

ATLANTIK

Das Motto auf S.7 entstammt folgender Ausgabe:
Fernando Pessoa, *Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares*.
Aus dem Portugiesischen übersetzt und revidiert von Inés Koebel.
© Ammann Verlag & Co., Zürich 2003. Alle Rechte vorbehalten.
S.Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main.



Atlantik ist ein Imprint des Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg.

1. Auflage 2025
Copyright © 2025 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de
Umschlaggestaltung: © wilhelm typo grafisch, Zollikon
Umschlagabbildung: © Shutterstock.com
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus Adobe Caslon
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-01972-8

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

HOFFMANN
UND CAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Für Luzie, Eric, Rebecca und Markus

Und für Nadja. Vor allem für Nadja.

Wir alle, die wir träumen und denken, sind Hilfsbuchhalter.
[...] Wir führen Buch und erleiden Verluste.

Fernando Pessoa (1888–1955)

Prolog

Dienstag, 17. September, abends

Er hatte schon fast das Wasser berührt, da wurde der rote Luftballon von einer Windböe erfasst und von ihr wieder hoch in den Himmel gerissen. So taumelte er weiter Richtung Nordwesten, drehte sich um die eigene Achse und verlor dann am Elbstrand erneut an Höhe. Langsam sank er zu Boden, streifte einige der schwarzen Steine am Ufer und verfang sich wenige Meter später in einem Busch.

»Guckt mal, da ist was gelandet!« Einer der acht Jugendlichen – fünf Jungs und drei Mädchen –, die unweit der Strandperle ein kleines Lagerfeuer entfacht hatten, um bei Bier und Musik den neunzehnten Geburtstag eines der Mädchen zu feiern, sprang auf. Er lief zu dem roten Ballon, befreite ihn aus den Zweigen und kam damit zu seinen Freunden zurück.

»Guckt euch das mal an!« Er ließ sich auf der großen Picknickdecke nieder und zeigte allen die Postkarte, die mit einer Kordel gebunden an dem Luftballon hing. Die Schrift darauf war kackelig. Eines der Mädchen schnappte sich die Karte und las dann laut vor.

Lieber Got, mein Papa ist bei dir im Himel -
kanst du mir bitte einen neuen Schikken?
Von ganzem Hertzen, deine Luzie in den Wolken

Kurz schwiegen sie alle betroffen.

»Die müssen wir zurückschicken«, sagte das Mädchen, das vorgelesen hatte. »Da steht noch, dass das ein Ballonwettbewerb ist.« Sie tippte auf den kleinen Text, der unter der Rücksendeadresse stand. »Hier, ein Spielzeugladen namens ›Mikado‹, da muss sie wieder hin.«

»Machen wir gleich morgen!«, erklärte einer der Jungs, der das Mädchen sehr gern mochte. Dann nahm er den Ballon und schob ein Stück der Kordel unter eine Ecke des Bierkastens, den sie mit an den Strand geschleppt hatten.

Sie hörten weiter Musik, tranken, quatschten und lachten – und irgendwann, von den Jugendlichen unbemerkt, rutschte die Kordel unter dem Kasten hervor, sodass der Ballon davontreiben konnte. Ein kleiner Windstoß reichte aus, um ihn weiter in Richtung Blankenese zu tragen.

Als sie zwei Stunden später das Feuer löschten, alle Flaschen und den Müll ihrer Feier aufsammelten, entdeckten sie, dass der Luftballon mitsamt Karte verschwunden war.

»Wie schade!«, rief eines der Mädchen aus. »Er ist weg.«

»Den wird jemand anderes finden«, wurde sie von einem der Jungs getröstet, der dabei einen Arm um ihre Schulter legte.

»Hoffentlich«, sagte das Mädchen.

»Ja«, stimmte ihr die Freundin zu, die vorhin den Text auf der Karte vorgelesen hatte. »Und hoffentlich findet die kleine Luzie auch einen neuen Papa.« Alle nickten zustimmend.

Dann stapften sie über die steilen und beschwerlichen Stufen, die vom Strand aus bergauf führten, hoch zur Elbchaussee, wo ihre Autos parkten. Dass die Treppe den Namen »Himmelsleiter« trug, fiel keinem von ihnen auf.

Montag, 16. September

Gabriel

An einem Montagvormittag im September wurde Gabriel Bach klar, dass er etwas verloren hatte. Es war kein Ding oder eine Sache, weder vermisste er seine Brille noch seinen Autoschlüssel oder sein Portemonnaie. Nein, das alles war es nicht. Gabriel Bach saß an seinem Schreibtisch, blickte hinaus auf die Elbe, wo sich zwei dicke Containerschiffe langsam ihren Weg stromabwärts bahnten, und bemerkte zu seinem großen Entsetzen, dass ihm etwas ganz Wesentliches fehlte: ein Grund.

Seit den frühen Morgenstunden hockte er hier vor seinem Notebook mit leerem Word-Dokument auf dem Bildschirm und hatte sich – wie bereits in den vergangenen sechs Wochen – felsenfest vorgenommen, endlich mit seinem neuen Roman zu beginnen. Aber: nichts. Da war nichts. Weder in seinem Kopf noch in seinem Herzen, nirgends ein Gedanke, ein Satz oder auch nur ein einziges Wort. Gabriel Bach war leer.

Vor einer Stunde hätte er einen wichtigen Termin bei seinem Verleger Jonathan N. Grief gehabt, um mit ihm sowie mit Lektorat, Marketing und Vertrieb über sein nächstes Projekt zu sprechen. Neun Bücher hatte Gabriel bisher bei Griefson & Books veröffentlicht, zwei unter seinem richtigen Namen, sieben unter dem Pseudonym »Henri Fjord«. Ein Name, der gleichzeitig hanseatisch anmuten und die Sehnsucht nach den endlosen Weiten Skandinaviens wecken sollte.

Der Plan ging auf, von seinem letzten Roman waren allein im

deutschsprachigen Raum über 800 000 Exemplare verkauft worden, noch dazu war er in vierundzwanzig Ländern erschienen. Die Presse nannte ihn mittlerweile den »deutschen Nicholas Sparks«, und wenn Gabriel Bach nicht so furchtbar traurig gewesen wäre, wäre er aus dem Lachen gar nicht mehr herausgekommen.

Sein Handy, das neben dem Computer auf dem Schreibtisch lag, klingelte, und auf dem Display stand Jonathans Name. Wenn Gabriel sich nicht verzählt hatte, war dies der elfte Anruf seines Verlegers im Verlauf der letzten Stunde, und das Gebimmel klang in seinen Ohren von Mal zu Mal schriller. Nach dem fünften Klingeln sprang die Mailbox an, auf der bereits zehn Nachrichten von Jonathan darauf warteten, von Gabriel abgehört zu werden.

Er stand auf, ließ das Telefon liegen und nahm stattdessen seine zerfledderte Ausgabe von Fernando Pessogas *Das Buch der Unruhe* aus der obersten Schreibtischschublade. Schon seit Jahren trug er es immer bei sich. Weil die fiktiven Aufzeichnungen des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares, die der portugiesische Autor sich erdacht hatte, entgegen dem Titel das Einzige waren, was Gabriel angesichts der emotionalen Abwärtsspirale, in der er sich mit fortschreitendem Alter immer häufiger und heftiger verding, wenigstens ein bisschen zur Ruhe brachte. Und heute – heute hatte er diesen Trost nötiger als jemals zuvor, denn gefühlt hatte er die Talsohle nicht nur erreicht, sondern endgültig durchschlagen.

Mit dem Buch unterm Arm stieg er die knarrende Holzterrasse hinunter und stolperte am untersten Absatz fast über Tavor, der ein unwilliges Knurren von sich gab, sich aber nicht vom Fleck rührte. Gabriels in die Jahre gekommener schwarzer Flat Coated Retriever suchte sich mit treffsicherem Instinkt stets solche Plätze für seine ausgedehnten Nickerchen aus, an denen die größte Wahrscheinlichkeit bestand, sein Herrchen zu Fall zu bringen. Gabriel zischte ihm ein mahnendes »Benzo« zu, woraufhin er zumindest kurz mit den Ohren zuckte.

Als Sprössling eines B-Wurfs war Benzo sein offizieller Name, genauer gesagt sogar Benzodiazepin, was der Züchter, dem Gabriel den Hund vor zwölf Jahren abgekauft hatte, weder verstanden noch lustig gefunden hatte; vermutlich weil er in Sachen Betäubungsmittelgesetz nicht ganz firm war und im Gegensatz zu Gabriel noch nie in ein derart lautes Tosen des Lebensmeers geraten war, dass es sich nur noch mit starken Beruhigungsmitteln in Schach halten ließ.

Gabriel jedenfalls war der Name schon damals überaus passend erschienen, denn bereits als Welpen hatte Benzo im Vergleich zu seinen Geschwistern eine derartige Trägheit an den Tag gelegt, dass man schon von Sedierung sprechen konnte. Mit den Jahren war es naturgemäß nicht besser geworden, irgendwas in Benzos System schien keine Ahnung davon zu haben, dass er ein *Hund* war, der von Natur aus gern stundenlang draußen herumtollen wollte. Und deshalb eben Benzo – oder in der Koseform Tavor.

Dass Benzo noch dazu schwarz war, hatte für Gabriel zunächst keine größere Bedeutung gehabt. Aber mittlerweile wusste er nur zu genau, was Winston Churchill mit seinem »schwarzen Hund«, dem dunklen Kumpan gemeint hatte.

»Los, alter Junge!« Er beugte sich hinunter und kraulte seinem Hund den flauschigen Nacken, woraufhin Tavor sich sehr, sehr langsam erhob und seinem Herrchen zur Haustür nachtrötete. Gabriel nahm die graue Windjacke vom Garderobenhaken und zog sie über, dann schlüpfte er in seine ausgelatschten Sneakers, ohne sich die Mühe zu machen, die Schnürsenkel zu öffnen. Anschließend betrachtete er sich im Spiegel über dem kleinen Vintage-Tischchen, das ihm als Ablage für Schlüssel, Portemonnaie und Post diente.

Ein müdes Gesicht blickte ihm entgegen. Ein müdes, fahles Gesicht mit graublondem Dreitagebart und blassblauen geröteten Augen. Die vielen Sommersprossen, die sich über Stirn, Nase

und Wangen zogen, waren nur noch traurige Erinnerungen an Zeiten, in denen es mal die eine oder andere Frau in seinem Leben gegeben hatte, die ihm zärtlich mit einer Hand darübergestreichelt und sie als »niedlich« bezeichnet hatte. Gabriels ebenfalls graublond Haar hätten bereits seit längerem sowohl einen Schnitt als auch eine Wäsche vertragen können. Kurzerhand griff er in seiner Jackentasche nach der schwarzen Wollmütze mit dem St.-Pauli-Totenkopf und setzte sie sich auf.

Berufsjugendlich. So hatte ihn einmal eine frühere Freundin oder Affäre, oder wie auch immer man es bezeichnen wollte, genannt. Irgendwann kurz nach seinem achtunddreißigsten Geburtstag und seinem ersten Bestseller. Da hatte sie im Hinblick auf seine ausgebeulten Jeans, seine Turnschuhe und die Longsleeves mit den farblich abgesetzten Ärmeln darauf hingewiesen, dass es für einen Mann, »der bald in die besten Jahre kam«, und »in seiner Position« vielleicht angemessen wäre, sich etwas seriöser zu kleiden.

Damals hatte Gabriel laut gelacht und erwidert, er als Kreativer könne herumlaufen, wie er wolle, er sei schließlich weder im Aufsichtsrat einer Bank noch in irgendeiner anderen Branche tätig, die das Tragen von Anzug, Schlips und rahmengenähten Budapestern vorschrieb.

Gerade in diesem Augenblick wünschte er sich allerdings nichts sehnlicher als genau so einen Posten. Einen Job, den er einfach würde verrichten können, Monat für Monat, Woche für Woche und Tag für Tag. Irgendetwas, das ihn genug auslastete, um nicht über sich selbst nachdenken zu müssen, für das es aber nicht notwendig war, sein Herz daran zu hängen. Ein Herz, in dem ein großes, düsteres und alles verschlingendes Loch klaffte.

Noch einmal hörte er das Handy klingeln, das er oben in seinem Büro zurückgelassen hatte. Er warf einen letzten Blick in den Spiegel, zog sich die Mütze etwas tiefer ins Gesicht und ver-

ließ zusammen mit Tavor sein Haus, ohne die Tür abzuschließen. Es war ihm egal, ob jemand etwas stahl. Er hatte sowieso nichts mehr zu verlieren, weltliche Besitztümer waren ihm gleichgültig geworden.

Draußen wurde er umgehend von einer Böe erfasst, die ihm den salzigen Sand des Elbstrands in die Augen trieb. Schützend hielt er sich eine Hand vors Gesicht und stapfte hinunter zu einer der Bänke am Ufer. Er nahm Platz und legte sein Buch neben sich auf das verwitterte Holz, während Tavor sich kraftlos in den Sand plumpsen ließ, um sein Nickerchen fortzusetzen. Gedankenverloren betrachtete Gabriel das rot-weiße Unterfeuer, das vor ihm wie ein Mahnmal aus den Fluten der Elbe ragte.

Wenn er nachts aus dem Fenster schaute, konnte er diesen Leuchtturm sehen, und in den vielen schlaflosen Nächten, in denen er wie ein Gefangener durch sein kleines Kapitänshaus am Blankeneser Strandweg geirrt war, hatte er ihn wieder und wieder stumm angefleht, ihm den richtigen Weg zu weisen, weil er selbst schon längst seinen Kurs verloren hatte. Der meterhohe Turm hatte beharrlich geschwiegen, natürlich hatte er das, und dabei lediglich mit einem grellen Lichtstrahl ziellos in die Ferne geblinkt.

Gabriel beugte sich vor, stützte sich mit den Ellbogen auf den Knien ab und verbarg das Gesicht in beiden Händen. So verharrte er eine Minute oder auch eine Stunde lang, im Wind sitzend auf dieser Bank, und kämpfte gegen den nahezu übermächtigen Drang an, aufzustehen und den Kopf gegen einen der graphit-schwarzen Steine zu schlagen, die entlang des Wassers zu einem Schutzwall aufgeschichtet worden waren.

Das laute Tuten eines Schiffshorns ließ ihn wieder aufblicken, ein Hochhaus von Kreuzfahrtdampfer pflügte Richtung Mündung durch die Wellen, an Deck Heerscharen von winkenden Passagieren, die zu den Klängen monumentaler Auslaufmusik ihre Reise von Hamburg nach sonst wohin antraten. *Da müsste*

man mitfahren, schoss es Gabriel durch den Kopf. Nicht weil ihn die Fahrt mit einem Luxusliner auch nur ansatzweise reizte. Nein, da hielt er es ganz mit seinem US-Kollegen David Foster Wallace, der vor Jahren seine Kreuzfahrterfahrung in einem herrlichen Buch mit dem Titel *Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich* zu Papier gebracht hatte und dessen Beschreibungen den Rückschluss zuließen, das sei nur etwas für Masochisten.

Was Gabriel allerdings an der Vorstellung, selbst auf einem solchen Ozeanriesen einzuchecken, ungemein reizte, war der Gedanke, dass nur ein kleiner Sprung über die Reling vonnöten wäre, um ihn für alle Zeiten von sämtlichen Qualen zu erlösen. Aber das würde er, wenn er ehrlich zu sich war, nicht fertigbringen. Auch das unterschied ihn von David Foster Wallace.

Eine Weile sah er dem Schiff noch nach, beobachtete, wie es mit stampfenden Motoren auf den Horizont zusteuerte. Aus den Augenwinkeln bemerkte er etwas Grünes, das der Wind über den Strand flattern ließ. Eilig sprang er auf und erwischte gerade noch einen Zipfel der leeren Chipstüte, die eine Sekunde später auf der Elbe davongetrieben wäre. Er ging ein paar Meter zu dem roten Abfallbehälter mit dem sinnigen Aufdruck »Hast du auch Dreck am Stecken?«, stopfte die Plastikverpackung hinein und erfreute sich etwa 0,02 Sekunden lang an dem heroischen Gefühl, die Welt ein kleines bisschen besser gemacht zu haben.

Dann ließ er die Schultern wieder hängen, ging zurück zu Hund und Bank, setzte sich und griff nach seinem Buch. Er schlug es dort auf, wo die Seiten zufällig auseinanderfielen, und begann zu lesen. In der Hoffnung, seinem wunden Herzen damit ein wenig Linderung zu verschaffen.

»Hier steckst du also!«

Montag, 16. September

Miriam

Mein geliebter Schatz,
gestern hast du mich zum glücklichsten Menschen der Welt gemacht: Du hast unserer kleinen Luzie das Leben geschenkt! Luzie, unser ganz persönlicher Schrecken der Straße, ich bin schon sooooo neugierig, wie dieses kleine Menschlein mal wird. Kommt sie nach mir? Chaotisch, launisch und immer etwas verpeilt? Oder nach dir? Wunderbar, grandios und überirdisch schön! ♡

Ich bin wirklich ein absoluter Hornochse, dass ich jetzt gerade im Zug sitzen und zu einem Job fahren muss, statt bei euch zu sein (allerdings konnte ja niemand ahnen, dass unsere Maus es so eilig hat und sich ganze sechs Wochen früher auf den Weg macht, um ihre großartige Mama kennenzulernen). Heute Nacht bin ich zurück und kann es kaum erwarten, meine kleine Familie wieder in die Arme zu schließen!

Mein Herz, während der Kerl hinter mir schrecklich laut und wichtig in sein Handy brüllt, möchte ich dir schreiben, dass ich dich aus vollem Herzen liebe. Dich und unsere kleine »Lucy in the Sky«, die uns der Himmel geschenkt hat. Ich liebe, liebe, liebe euch, das wird sich niemals ändern, und ich ...

Miriam Petersen lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und massierte sich mit beiden Händen den schmerzenden Nacken. Sie hatte gehofft, das Lesen in den Mails, die Patrick ihr früher geschrieben

hatte, könnte ihre unendliche Traurigkeit heute ein wenig lindern. Aber leider war das Gegenteil der Fall: Während sie den Blick über die soeben gelesenen Zeilen wandern ließ, fühlte es sich an, als würde sie innerlich zerbrechen.

Heute Morgen, bevor sie in ihren Laden gefahren war, hatte Miriam an Patricks Grab auf dem Friedhof Diebsteich gestanden. Immer noch fassungslos über seinen Tod, immer noch nicht begreifend, dass ihr Freund einfach nicht mehr da war. Seit fast drei Jahren schon nicht mehr, seit er mit über hundertachtzig Stundenkilometern auf der Autobahn zwischen Hannover und Hamburg gegen einen Brückenpfeiler gekracht war. Patrick war auf der Stelle tot gewesen. Der kleinste Trost für Miriam, immerhin hatte er nicht leiden müssen.

Aber ihr restliches Leben, das musste Miriam nun ohne ihn verbringen. Musste ohne ihn alt werden. Musste es allein und ohne ihn schaffen, musste weiter funktionieren, egal, was war und was noch kommen würde. Schon für Luzie musste sie das. Oft war sie der einzige Grund, der Miriam überhaupt noch aufrecht hielt, der sie jeden Tag weitermachen ließ, und wenn es auch noch so schwer war. Würde es ihre Tochter nicht geben, Miriam hätte nicht mit Sicherheit sagen können, ob sie selbst überhaupt noch da wäre oder ob sie Patrick nicht aus Verzweiflung gefolgt wäre.

Pathetische Gedanken, das wusste sie. Doch heute früh, an Patricks Grab stehend, da hatte sie sich dieses Pathos erlaubt. Hatte dort gestanden, hatte geweint und gleichzeitig versucht, ihm in möglichst fröhlichem Tonfall von Luzies Geburtstag zu berichten, den sie gestern mit ihren drei Freundinnen Alissa, Nika und Luna gefeiert hatte. Endlich sieben, endlich nicht mehr die Einzige in ihrer Klasse, die noch sechs war!

Allerdings auch das erste Mal, dass Luzie morgens nicht mit zum Friedhof hatte kommen wollen, weshalb Miriam erst heute

früh und ohne ihre Tochter zu Patrick gefahren war. Kurz war sie über Luzies Weigerung schockiert gewesen, aber Alissas Mutter Rebecca – Becka –, die gleichzeitig Miriams beste Freundin und Luzies Patentante war, hatte sie beruhigt, während sie gemeinsam das Wohnzimmer für die kleine Feier mit Girlanden geschmückt hatten.

»Sie ist eben kein Kleinkind mehr, sondern bald ein großes Mädchen, das so sein will wie alle anderen auch und nicht immer nur ›die ohne Papa‹«, hatte ihre Freundin erklärt.

»Ja, kann sein«, hatte Miriam erwidert – und dabei einen dicken Kloß im Hals verspürt, weil Beckas Bemerkung ihr sofort eine Erinnerung ins Gedächtnis gerufen hatte: Erst vor wenigen Wochen war Luzie nach dem Unterricht weinend zu ihr in den Laden gerannt gekommen, hatte ihre kleinen Arme um den Hals ihrer Mutter geschlungen und sich ganz fest an sie gedrückt. Fast zwanzig Minuten hatte Miriam gebraucht, um ihre Tochter so weit zu beruhigen, dass sie ihr hatte erzählen können, was passiert war; ob sie sich in der Klasse mit jemandem gestritten oder ob sie sich beim Spielen auf dem Schulhof wehgetan hatte.

Und, ja, Luzie war verletzt worden. Allerdings nicht körperlich. Unter Tränen und nur stockend hatte sie ihrer Mutter erklärt, dass jedes Kind bis zur nächsten Woche als Hausaufgabe auf einer großen Pappe eine Collage zusammenkleben musste. Mit dem Titel »Meine Familie und ich« sollten die Kinder ihren Stammbaum erstellen. Mit Fotos von sich, ihren Eltern, Geschwistern, Großeltern, Onkeln, Tanten und wer sonst noch alles zur Familie gehörte.

»Und ich bin die Einzige in der Klasse, die keinen Papa hat!«, hatte ihre Tochter derart verzweifelt geschluchzt, dass Miriam am liebsten sofort ihr Handy gegriffen und Luzies Lehrer Herrn Dr. Krüger angerufen hätte. Um ihn zu fragen, ob er eigentlich noch ganz dicht sei, Aufgaben zu verteilen, die Kinder verletzten

oder gar demütigten. Gut, in diesem speziellen Fall offenbar nur das eine, nämlich IHRE Luzie.

Miriam hatte sich zusammenreißen müssen, um sich ihren innerlichen Furor Luzie gegenüber nicht anmerken zu lassen. Und ein Anruf bei Dr. Krüger hätte rein gar nichts gebracht. Denn an Luzies Grundschule in Eppendorf – Patrick hatte die Gegend oft als »bourgeoise Blase« bezeichnet, die mit der wirklichen Welt »da draußen« kaum Überschneidungen hatte – war die vermeintlich heile Hetero-Ehe genauso der Standard wie der SUV und Mini-Cooper auf der hauseigenen Einfahrt vor der Stadthausvilla.

Na gut, das war vielleicht auch ein wenig übertrieben. Nicht alle von Luzies Klassenkameraden wurden morgens vom Chauffeur zur Schule gebracht und mittags wieder abgeholt, die meisten waren genau genommen »Normalos« wie sie und Becka (ihre Freundin war von Tim, dem Vater ihrer zwei Kinder Alissa und Eric, sogar geschieden – shocking!). Aber trotzdem hatte Luzies Traurigkeit Miriam derart aus der Fassung gebracht, dass sie darüber beinahe ihre Beherrschung verloren und den Klassenlehrer zur Rede gestellt hätte.

Stattdessen aber hatte sie ihre weinende Tochter weiter fest im Arm gehalten. Hatte sie getröstet, ihr über den Kopf gestreichelt und gesagt: »Du hast einen Papa! Er ist nur nicht mehr hier unten bei uns, sondern irgendwo da oben in den Wolken. Und von dort aus passt er jeden Tag auf dich auf.«

»Dann kann ich also ein Foto von Papa auf meine Pappe kleben?«, hatte Luzie, immer noch schluchzend, wissen wollen.

»Aber natürlich kannst du das! Das musst du sogar!«

»Okay.« Luzie hatte noch einmal kurz geschwieft und sich mit dem Ärmel ihres Sweatshirts den Rotz von der Nase gewischt – und dann hatte sie ihre Mutter angelächelt, als wäre rein gar nichts passiert.

»Miri?« Beckas Stimme hatte sie aus ihrer Erinnerung zurückgeholt. »Alles okay bei dir?«

»Äh, ja«, hatte sie gestottert. »Warum?«

»Du hast jetzt zwei Minuten lang nichts gesagt und ins Leere gestarrt.«

»Oh«, sie hatte sich geräuspert, »ich musste gerade nur an diese blöde Sache mit dem Familienstammbaum denken. Weißt du, als Luzie so geweint hat.«

»Tut mir leid!«, hatte ihre Freundin erschrocken ausgerufen. »Das wollte ich nicht!«

»Ist ja nicht deine Schuld«, hatte Miriam sie beruhigt und sich an einem schiefen Lächeln versucht. »Du bist ja nicht der Idiot, der den Kindern die Aufgabe gegeben hat.«

»Das war aber auch wirklich total daneben!« Becka hatte dabei energisch den Kopf geschüttelt. »So was von lebensfremd! Alissa hat ja kaum alle Fotos der Menschen, die sie als ihre Familie betrachtet, auf diese blöde Pappe geklebt bekommen!« Vor vier Jahren, ein paar Monate nachdem Rebecca und ihr Mann bewundernswert harmonisch auseinandergegangen waren, hatte Tim eine neue Frau kennengelernt. Katrin hatte ebenfalls zwei Kinder aus erster Ehe, Käthe und Liesbeth, die fast im gleichen Alter wie Alissa und Eric waren.

Da Becka und Tim sich für das sogenannte Wechselmodell entschieden hatten, bei dem die Kinder in der einen Woche bei ihrer Mama, in der anderen bei ihrem Papa lebten, betrachteten sich alle vier Kinder als Geschwister. Schließlich wuchsen sie miteinander auf, also hatten auch Katrin, Käthe und Liesbeth auf Alissas Collage ihren Platz gefunden. Und Katrins Eltern, Alissas »Bonus«-Oma und -Opa. »Ich meine«, hatte Becka lachend gesagt, »Katrins Exmann hat mittlerweile auch wieder eine neue Partnerin, die sogar drei Kids hat. Und deren Ex vielleicht auch und dessen Ex ebenfalls und ...« Sie hatte die Augen verdreht.

»Wenn man das mal weiterspinnt – so große Pappen gibt’s ja gar nicht!«

Miriam hatte gelacht. Oder es wenigstens versucht. Denn während Rebeccas Leben tatsächlich fast ein bisschen überbevölkert war, gab es bei ihr nur Luzie und sie. Ihre Eltern und die von Patrick lebten zwar noch, aber Miriams in Cuxhaven, und Patricks hatten sich vor Jahren einen lang gehegten Traum erfüllt und waren nach Spanien ausgewandert. »Tja«, hatte sie sich an einem leichten Tonfall versucht, »so ist es halt, getrennte Eltern sind ja mittlerweile eher der Standard, vor allem in Großstädten.«

»Offensichtlich nicht, wenn es nach Herrn Dr. Krüger geht.«

»Nö«, hatte sie ihrer besten Freundin zugestimmt. »Und verwitwet – davon hat der noch *nie* was gehört!«

»Eine Unverschämtheit aber auch von dir und Patrick, wie konntet ihr nur?« Nun musste Becka lachen.

Sofort waren Miriam die Tränen in die Augen geschossen, und sie hatte versucht, sie mit einem vorgetäuschten Niesen vor Rebecca zu verbergen. Aber es war ihr nicht gelungen.

»Tut mir leid, Süße!«, hatte Becka sich zum zweiten Mal innerhalb weniger Minuten entschuldigt. »Das war jetzt mehr als unsensibel und daneben von mir.«

»Kein Problem!«, hatte Miriam ihre Freundin beruhigt. »Ich weiß ja, wie du es meinst.«

Und das wusste sie auch. Wenn es einen Menschen gab, der immer liebenswürdig, geduldig und großzügig war, dann war es Becka. Und sie hatte ein riesiges Herz für Kinder, manchmal benahm sie sich fast selbst wie eins: Für Luzies Ehrentag hatte sie eigens – und vermutlich in stundenlanger Arbeit – eine dreistöckige Geburtstagstorte kreierte und mit kleinen Meer-JUNGFRAUEN aus Marzipan dekoriert.

Das Wort hatte Becka beim Überreichen des Kuchens *genau so* ausgesprochen. Mit Betonung auf »Jungfrau«, weil das Luzies

Sternzeichen war und Rebecca als Hobbyastrologin unerschütterlich an die Kraft der Sterne im Allgemeinen und die des Mondes im Besonderen glaubte. Die Tatsache, dass Luzie vor sieben Jahren nicht wie geplant um den 1. November herum, sondern wesentlich früher geboren worden war, hatte Becka gefeiert wie ein Rudel betrunkenen Fußballfans den Sieg der deutschen Nationalmannschaft. Weil dem »armen Kind« damit das »Schicksal eines Lebens als Skorpion, geradezu ein Joch!«, erspart geblieben war.

Becka hatte damals nicht ahnen können, wie unbarmherzig das Schicksal stattdessen vier Jahre später zuschlagen würde. Da hatten auch die Sterne und der Mond nicht mehr helfen können, nicht einmal das gesamte Universum.

»Lucy in the sky with diamonds«, summte Miriam leise vor sich hin, während sie nun am Computer den Ordner mit ihren privaten Fotos öffnete und ihren Blick über die Bilder wandern ließ, die Beckas Exmann Tim, ebenso wie Patrick Fotograf, wenige Tage nach Luzies Geburt von ihnen geschossen hatte.

Sie alle drei – Luzie, Patrick und Miriam –, eine vor Glück strahlende kleine Familie, auf der Hollywoodschaukel in ihrem früheren Garten, in das warme und weiche Licht eines Spätsommertags getaucht. Dann ein Foto von Patrick und Luzie, Nase an Nase auf dem Bett liegend, ihre Tochter einen Arm in die Luft gestreckt und mit geballtem Fäustchen, als würde sie dem Himmel damit zeigen wollen, wie viel Kraft und Leben in ihr steckten.

»Lucy in the sky with diamonds ...« Fast jeden Abend hatten Patrick oder Miriam ihrer Tochter diesen alten Beatles-Hit vorgesungen und ihr erklärt, dass das ein Lied über sie war. Über das kleine Mädchen, das ihnen quasi wie aus den Wolken in den Schoß gefallen war.

Keine drei Jahre alt war Luzie gewesen, als sie ihren Vater beim

Schlaflied mit empörter Miene unterbrochen und zum ersten Mal korrigiert hatte. »Luzie!«, hatte sie krakeelt. »Luzie, nicht Lussie!« Das tat sie bis heute, verbesserte jeden, der es wagte, ihren Namen falsch auszusprechen. Lächelnd erinnerte Miriam sich daran, wie Patrick damals entschuldigend beide Hände gehoben hatte. »Okay, okay, meine kleine Luuuttzie in den Wolken!« Und dann hatte er für den Refrain einfach einen neuen Text erfunden, um ihn seiner Tochter vorm Schlafengehen vorzusingen: »Luzie in den Wolken, mit Sternen ...«

Dass die Übersetzung des Titels nicht ganz korrekt war (und der Song angeblich eine Hymne auf die Droge LSD), hatten sie beide Luzie gegenüber für sich behalten – allerdings hatte Miriam das Lied seit Patricks Tod kein einziges Mal mehr für ihre Tochter singen können.

*Picture yourself in a boat on a river
With tangerine trees and marmalade skies
Somebody calls you, you answer quite slowly
A girl with kaleidoscope eyes*

Leise und zaghaft stimmte Miriam die erste Strophe an, doch ihre Stimme brach bereits mit Ende der vierten Zeile heiser ab, und sie spürte, wie ihr eine Träne über die Wange kullerte. Es war nicht nur die abgrundtiefe Traurigkeit, die sie stimmlos gemacht hatte. Viel schlimmer war die Wut. Die Wut über das, was geschehen war. Und die Frage nach dem Warum. Diesem Warum, auf das sie wohl niemals eine Antwort finden würde. Warum? Warum war Patrick ...?

Die Türglocke ertönte. Eilig klappte Miriam ihr Notebook auf dem Ladentresen zu, wischte sich einmal hektisch übers Gesicht und räusperte sich zweimal, ehe sie den Kopf hob und lächelnd hinüber zum Eingang sah.